

Wie konnten Sie danach noch in Deutschland weiterleben?



Im Gespräch mit Peter Gardosch

„Ich sehe nicht aus wie ein Zombie“ beginnt Peter Johann Gardosch, Jahrgang 1930, der schon wiederholt unser Gast war, seine Erzählung, „aber ich habe Auschwitz überlebt.“ Seine Geschichte hat er in dem Buch „Die Wiedergutmachung“ unter dem Pseudonym „Peter Herzog“ veröffentlicht. Aber er liest nicht daraus vor, sondern erzählt frei, recht locker sogar und immer sehr anschaulich: „Die Nazis wollten alle

11 Millionen Juden in Europa killen, sie haben aber nur etwa 5 Millionen von ihnen erwischt.“

Deutsch-jüdischer Herkunft ist er in Neumarkt in Siebenbürgen, was zunächst rumänisch, danach ungarisch war, in einer gut bürgerlichen Familie geboren. Mit 13 Jahren wurden er und seine Familie nach Auschwitz deportiert. Seine Mutter war überzeugt von der Nazi-Lüge der Umsiedlung, weshalb sie auch ihren schönen Strohhut mitnahm. In Viehwaggons kamen sie ins KZ, eine „Reise“, die Herr Gardosch eindrücklich schildert: „Ein Kübel Wasser, ein Kübel für die Notdurft pro Waggon.“



Bei der Selektion an der Rampe wurde er von seiner Mutter, seiner Schwester und seiner Großmutter getrennt, die Frauen der Familie kamen ins Gas. Peter Gardosch, der sich etwas streckte und älter machte, konnte mit seinem Vater der sofortigen Vernichtung entgehen, weil sie sich zum Arbeitseinsatz meldeten. So kamen sie in ein bayerisches Zwangsarbeiterlager, das zum großen Komplex des Lagers Kaufering gehörte. Dort wollten die Nazis eine unterirdische



Bei der Selektion an der Rampe wurde er von seiner Mutter, seiner Schwester und seiner Großmutter getrennt, die Frauen der Familie kamen ins Gas. Peter Gardosch, der sich etwas streckte und älter machte, konnte mit seinem Vater der sofortigen Vernichtung entgehen, weil sie sich zum Arbeitseinsatz meldeten. So kamen sie in ein bayerisches Zwangsarbeiterlager, das zum großen Komplex des Lagers Kaufering gehörte. Dort wollten die Nazis eine unterirdische

Fabrik für Düsenjäger bauen. Peter Gardosch hatte Glück, statt der schweren Betonarbeiten putzte er die Stiefel des Lager-Kommandanten, er war der „Adjutant des Adjutanten“, der Laufbursche für die rechte Hand des Lagerkommandanten. Durch diese Sonderrolle kam er des Öfteren in den Genuss von zusätzlichen Lebensmitteln, die er in seiner Baracke mit anderen teilte. Später wurden die Insassen des Lagers auf einen Todesmarsch ins KZ Dachau geschickt, sein Vater und er konnten dabei fliehen.

„Wie konnten Sie danach noch in Deutschland weiterleben?“ will ein Schüler wissen, andere



fragen nach dem Alltag in einem Lager, nach der Hygiene und nach dem Zusammenhalt untereinander und ob er keine Rachegeanken hatte. Peter Gardosch antwortet, so gut er kann. Er habe Glück gehabt, sei nach dem Ende des Terror-Regimes auf Menschen gestoßen, die ihm sehr geholfen haben, das habe bei ihm dazu geführt, in Deutschland zu bleiben. Auf eine Entschädigung angesprochen, verweist Herr Gardosch auf das bissigspöttische Ende seines Buches.

Eine Bitte hat er noch: „Erzählen Sie das alles eines Tages Ihren Kindern, damit so etwas nie wieder geschieht.“



„Sie hatten ihren festen Glauben.“

Im Gespräch mit Konrad Dinse und Herrn Rehwald

"Nein, wir wissen es nicht genau, aber nur einige wenige haben unterschrieben“, berichtet Herr Dinse von den Zeugen Jehovas. Diesen hatten die Nazis als einziger Opfergruppe die Möglichkeit eingeräumt, mit einer Unterschrift, mit der sie – verkürzt gesagt - abgeschworen hätten, das KZ wieder zu verlassen. Doch wer glaubt fester als die Zeugen, die damals noch Bibelforscher hießen?



Herr Dinse berichtet von den Schikanen und der Verfolgung der Zeugen in der Nazizeit. Als überzeugte Pazifisten verweigerten sie den Wehrdienst und auch den geforderten Gruß, das „Heil“ konnte für sie nur von Gott kommen, niemals von einem weltlichen Führer, dafür nahmen sie Gefängnis und Lager und auch den Tod in Kauf. Die Nazis vernichteten nicht nur ihre große Druckmaschine, sondern auch mehrere LKW-Ladungen mit ihren Druckschriften. Dennoch versuchten sie in konspirativer Untergrundtätigkeit mit eingeschmuggelten oder illegal kopierten Schriften ihre Missionsarbeit fortzusetzen. Durch „Schutzhaftmaßnahmen“ kamen sie in die KZs, dort waren sie die Gruppe mit dem lilafarbenen Winkel. Die Frauen der Zeugen Jehovas stellten bis 1939 die größte Frauengruppe in den Lagern. Da ihnen auch in den KZs weitere Überzeugungsarbeit unterstellt wurde, brachten die Nazis sie meist in einer eigenen Baracke unter. Ihre gegenseitige Unterstützung wird auch von der NS-Forschung betont, ebenso ihre Ordnungs-



liebe und die Einhaltung von Hygieneregeln, ein nicht unbedeutender Schutz gegen Krankheiten unter diesen Bedingungen.

Herr Rehwald erzählt von seinem Vater Josef, der im KZ Sachsenhausen inhaftiert war. Unsere Schüler*innen haben alle zum ersten Mal davon gehört, dass die Zeugen Jehovas auch vom



Nazi-Terror betroffen waren. Erstaunt darüber, dass die meisten sich nicht mit einer Unterschrift „freigekauft“ haben, haben sie noch viele Fragen an unsere Gäste.

Auschwitz-Gedenktage am OSZ Gastgewerbe Berlin 2016

„Es war doch nur ein Brennglas.“



**Im Gespräch mit
Petra Rosenberg**

Petra Rosenberg ist die Vorsitzende des Landesverbandes deutscher Roma und Sinti Berlin-Brandenburg. Ihr Vater, Otto Rosenberg, hat das KZ Auschwitz überlebt sowie die Lager Buchenwald, Dora und Bergen-Belsen, diese Erfahrungen schildert er in „Das Brennglas“, Klaus Wagenbach Verlag Berlin. Petra Rosenberg erzählt uns vom Leben im Lager Berlin-Marzahn, in das er 9-jährig zusammen mit Großmutter und





Schwester kommt, von der Zwangsarbeit in einem Rüstungsbetrieb, von der Vergasung von ca. 1700 Roma und Sinti als das Lager Auschwitz-Birkenau vor Ankunft der sowjetischen Armee liquidiert wird, vom Todesmarsch, von 11 ermordeten Geschwistern und der Befreiung in Bergen-Belsen, aber auch von ihrer Erziehung, die durch Verlustängste geprägt ist, und von der Ausgrenzung in Schule und Gesellschaft in der Nachkriegszeit.

Auschwitz-Gedenktage am OSZ Gastgewerbe Berlin 2016

„Es waren so unwahrscheinliche Glücksumstände, dass ich in dieser fürchterlichen Zeit überlebt habe.“

In Gespräch mit Peter Neuhof

Unser erster Gast in diesem Jahr war Peter Neuhof, Jahrgang 1925, der auch zum ersten Mal an unserer Schule zu Besuch war. Er kommt aus einer kommunistischen Berliner Familie aus Frohnau. Sein Vater, ein nicht-gläubiger Jude, war nach der Teilnahme am Ersten Weltkrieg aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten; seine Mutter war im Sprachgebrauch der Nationalsozialisten „Arierin“. Diese „Mischehe“ hatte die Familie zunächst vor der Deportation geschützt.



Peter Neuhof besuchte ein Realgymnasium, auf dem es ihm, wie er erzählte, lange Zeit gut ging. Die Lehrer waren weitestgehend keine NSDAP-Mitglieder und ließen ihn in Ruhe, ebenso seine Klassenkameraden, die sich nicht einmal laut wunderten, warum er nicht in der Hitlerjugend war. Peter Neuhof

erklärte diesen Umstand damit, dass in Frohnau relativ betuchte Menschen wohnten, die fast alle keine NS-Anhänger waren und ihren Kindern wohl gesagt hatten, dass sie den Peter mal in Ruhe lassen sollten. Dennoch musste er mit 16 ½ Jahren die Schule verlassen und die Wohnung wurde ihnen aufgrund ihrer politischen Einstellung gekündigt.

Über Beziehungen fand Peter Neuhof eine Lehrstelle als Metalller in einem Betrieb, über den er heute zu gern forschen würde, wenn es denn Unterlagen gäbe. In diesem für die Kriegsrüstung produzierenden Betrieb fanden sich nämlich viele vom NS-System verfolgte Sozialdemokraten und Kommunisten als Mitarbeiter.

Die Mitgliedschaft der Eltern in der damals verbotenen KPD wurde der Familie in dem Moment zum Verhängnis, als sie sich entschlossen, einen aus dem Exil in den Niederlanden zurückgekommenen Kommunisten bei sich zu verstecken, der



von seiner Partei den realitätsfernen Auftrag erhalten hatte, in Berlin eine Widerstandsgruppe aufzubauen. Die Gestapo deckte den Widerstandsring, zu dem dieser Freund gehörte, rasch auf. Unter Folter erpresste Aussagen führten die Gestapo über mehrere Deckadressen hinweg zu der Wohnung der Neuhofs.

Peter Neuhofs Vater Karl wurde verhaftet und in das erste Lager in Oranienburg (später an anderer Stelle zum KZ Sachsenhausen ausgebaut) gebracht, wo er kurze Zeit später erschossen wurde.



Seine Mutter wurde ebenfalls verhaftet und in das KZ Ravensbrück deportiert, wo sie später – noch vor der Befreiung – am Todesmarsch teilgenommen, aber wenigstens – wenn auch gesundheitlich sehr angeschlagen – überlebt hat.

Die Frage der Auswanderung wurde in der politisch gut informierten Familie schon früh diskutiert. Es lagen mehrere Aufforderungen und Einladungen von Freunden vor, doch z.B. nach Brasilien nachzukommen. (Das deutsch-portugiesische Vokabelheft seines Vaters hat er immer noch!) Doch die Eltern hatten zunächst - wie viele damals - gehofft, dass der Spuk schnell vorübergehen würde, und sich

daher auch nicht rechtzeitig um Pässe gekümmert. Ohne Pass gab es kein Visum – für kein Land. Einige Länder wie z.B. Rumänien oder die Türkei verlangten darüber hinaus sogar noch

'Arier'-Nachweise, diese konnten sie – mit Karl *Israel* Neuhof im Ausweis - schon gar nicht vorlegen.

Im Rückblick sieht Peter Neuhof heute eine Fluchtmöglichkeit, die sie im Skiurlaub in der Silvretta in Österreich gehabt hätten: Den Berg auf der anderen Seite hinuntergefahren, wären sie in der Schweiz gewesen. Oder auch bei einem Urlaub in der Tschechei, sie hätten einfach dort bleiben und nicht nach Berlin zurückkehren müssen. Sein Vater war zögerlich, weil er fürchtete, die Familie im Ausland nicht ernähren zu können...



Unsere Schüler*innen hatten etliche Nachfragen und selbst nach dem Ende des offiziellen Teils saßen wir noch mit einigen von ihnen in kleiner Runde zusammen. Es gibt noch so viel zu erzählen und zu fragen ...